

# Der gelbe Drache [Fortsetzung]

Autor(en): **Mills, Arthur**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **1 (1925)**

Heft 2

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-833569>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# DER GELBE DRACHE

ROMAN VON ARTHUR MILLS / AUS DEM ENGLISCHEN ÜBERTRAGEN VON MARTIN PROSKAUER

Die Kabine konnte der Aufenthalt für einen kaiserlichen Prinzen sein. Fleckenlos reine, feingewebte Matten bedeckten den Boden, prachtvolle Stickereien hingen an den Wänden, und der Tür gegenüber war ein großer Haufen seidener Kissen, auf denen ein Mädchen lag. Das Licht aus einer Papierlaterne spielte in ihrem Gesicht. Als Voiza eintrat, sprang das Mädchen auf. Sie trug eine blaue Tunika über weißen Hosen und war von den kleinen Füßen bis zu dem ovalen Gesicht eine erlesene schöne Erscheinung. Blassschwarzes Haar fiel über ihre Schultern, es war nicht, wie es sonst Landessitte ist, eingefettet, aber hinter den Ohren trug sie einen Jasminzweig. Und der Duft dieser Blume durchzog die Kabine und das ganze Boot.

«Ming Cha!» rief er.

Sie lief auf ihn zu, lachte beglückt, ergriff seine Hände und zog ihn auf die Kissen nieder, dann begann sie über einem winzigen Kohlenbecken den Tee zu bereiten. Ein Gefühl von Frieden und Beruhigung durchzog de Voizas Seele. Es war ein Jahr her, daß er an Bord eines Blumenbootes gewesen war, und er war wieder in China, um unter seinem geheimnisvollen und reizvollen Volk zu leben. Als der Tee bereit war, brachte ihn Ming Cha in einer kleinen Schale, sah mit ihren warmen braunen Augen zu, wie er trank und errötete leicht, als er sie ansah. De Voiza widmete ihr nur geringe Aufmerksamkeit, denn er war die Sitte auf dem chinesischen Blumenboot gewöhnt, wo das alte Weib den Sampan rudert, während das junge die Reise für den Gast in der duftenden Kabine angenehm zu machen hat.

«Weiß Tso, daß ich komme?» fragte er plötzlich. Ein Schauer schien über das Gesicht des Mädchens zu laufen.

«Der gelbe Drache weiß alles. Er sagte heute morgen, daß du abends kommen wirst, Herr.»

Sie verließen jetzt den Hauptweg und fuhren durch einen engen Kanal zwischen Häusern weiter. Und wäre nicht hin und wieder Küchengeruch aus einem Haus gekommen oder das Echo einer kreischenden, nasalen Stimme, so wäre ihre Fahrt wie durch eine verlassene Stadt gewesen. Nach einigen Minuten fuhren sie unter einem sich wölbenden Steinbogen durch, und der Sampan legte an.

Als de Voiza aus dem Boot stieg, kam ein Mann, verbeugte sich und öffnete eine Tür. De Voiza trat ein, aber er drehte sich um, als er hörte, daß der Führer anscheinend mit Ming Cha stritt. De Voiza verstand gut Chinesisch und hörte, daß Ming Cha in Tsos Haus kommen sollte, aber dem Wunsch nicht gehorchen wollte. Da beugte sich der Diener und flüsterte etwas in das Ohr der jungen Chinesin. De Voiza konnte nicht erraten, was es war, aber es hatte augenblicklichen Erfolg. Ming Cha folgte gehorsam.

Nun ging de Voiza dunkle Stufen hinter dem Diener bis zu einer engen Tür, hier klopfte der Mann, und die Tür wurde geöffnet. Zwei Männer saßen im Zimmer. Der eine sah wie ein Halbblut aus und war auch in Wirklichkeit ein in Makao geborener Portugiese, mittelgroß, mit tiefgefurchtem Gesicht und dem unangenehmsten Lächeln, das de Voiza je gesehen hatte.

Der andere war Tso. Der Chinese stand auf und begrüßte de Voiza in größter Herzlichkeit. In flüsterndem Englisch fragte er nach seiner Gesundheit und benahm sich in seiner Rede wie ein echter Chinese der besseren Klasse. Wie es sich für einen reichen Kaufmann gehörte, zeigte sein Leibesumfang seine Wohlhabenheit an; kleine, tiefliegende Augen in dem runden fetten Gesicht blitzelten und zwinkerten de Voiza an, während er sprach. Dann stellte er seinen Gast, den Portugiesen, vor.

«Das ist Herr Diab, der Besitzer des Boa-Vista-Hotels in Hongkong, Sie kennen das Hotel ja.»

De Voiza nickte. Das Boa Vista war ein Etablissement von schlechtem Ruf, etwas außerhalb der Stadt gelegen. Hier verkehrten die Seeleute von den Schiffen und das ewig wechselnde bunte Volk, das durch jeden großen Hafen strömt. Manchmal gab es Tanz im Boa-Vista-Hotel, manchmal auch Zank und Schlägerei. Die Polizei hielt ein wachsames Auge auf das Lokal, aber sie mischte sich nicht drein, solange nicht allzu Schlimmes geschah.

«Diab sagt, daß ein sehr hübsches Mädchen jetzt im Boa Vista wohnt», fuhr Tso fort und lachte den Portugiesen breit an. «Er hat mir die Photographie gezeigt, ein großartiges Mädchen.» Und er winkte Diab, die Photographie zu zeigen, die er bei de Voiza's Eintritt in die Tasche

gesteckt hatte. Aber de Voiza sah Diab verächtlich an und schüttelte den Kopf. Er kannte das schmutzige Geschäft, das diese Besitzer schlechter Hotels in den Vertragshäfen trieben, und konnte den Grund für Diabs Anwesenheit in Tsos Haus leicht erraten.

«Ich möchte etwas mit Ihnen besprechen,» sagte er zu Tso, «wenn Ihr Freund hier» — er zeigte mit dem Daumen auf Diab — «mit seinen Geschäften fertig ist.»

Tso hob beide Hände hoch. «Aber ich bitte Sie, wir machen jetzt doch keine Geschäfte, es ist nur ein kleines freundschaftliches Beisammensein, eine Flasche Whisky, ein paar Süßigkeiten — Sie werden doch teilnehmen?»

Der Chinese zog für seinen Gast einen Stuhl zum Tisch und goß ihm ein Glas Whisky voll.

Blick auf de Voiza und stand mit gesenktem Kopf da.

«Das ist ein Singmädchen, Nummer Eins'. Sie war früher in London auf der Bühne», erklärte Tso.

De Voiza hatte Ming Cha schon im vorigen Jahr getroffen und dachte an Tsos Äußerung, daß sie eine berühmte Schönheit in Süd-China werden würde. Augenscheinlich wollte der Chinese etwas ganz Besonderes von ihm, weil er ihm die Ehre erwiesen hatte, Ming Cha in dem Sampan entgegenzuschicken. In dem hell erleuchteten Zimmer konnte de Voiza Ming Cha besser sehen. Sie hatte ihr Kleid gewechselt und trug jetzt eine kostbar gestickte blaue Seidentunika über zart gelbfarbenen seidenden Hosen. Ihr Gesicht war weiß und ohne die dicke Auflage von Reispuder, die die chinesische Frau

Wangen von Ming Cha zu fassen. Da fuhr wie der Blitz de Voiza's knöchige Faust heraus, und ein kurzer, kunstgerechter Boxerhieb traf Diab unter das Kinn. Wie ein Sack fiel der Portugiese auf den Boden. Ming Cha kreischte vor Schreck, Tso blieb unbewegt. Er sah den ausgestreckt daliegenden Portugiesen an und sagte zu de Voiza:

«Was soll ich mit meinem armen Gast machen?»

De Voiza stieß Diab mit dem Fuß an. «Schmeißen Sie ihn meinetwegen in den Fluß. — Ich wollte mit Ihnen geschäftlich sprechen.» Er wandte sich zu Ming Cha und legte ihr die Hand auf die Schulter. «Nun faß dich, kleines Mädchen, der Schreck ist vorbei.»

Sie zitterte am ganzen Körper und machte einen bedauernden Eindruck. Tso rief die Diener und ließ sie den Portugiesen in einen anderen Raum schaffen.

«Und paßt auf, daß die Tür verschlossen ist,» fügte de Voiza hinzu, «ich möchte keinen Messerstich in den Rücken kriegen, wenn ich nachher die Treppe heruntergehe.»

Während der nächsten Stunden saßen der Chinese und der Engländer über Landkarten gebeugt, und ein Zuhörer hätte sich über ihr Gespräch gewundert, in dem über Inseln, Gezeiten und Schoner verhandelt wurde; er hätte vielleicht gedacht, daß ein Verrat gegen das englische Reich im Gange wäre, denn de Voiza sprach von der britischen Flotte im Chinesischen Meer, von den Schiffsbewegungen, von einem Seeoffizier, der ihm in der Bar des englischen Klubs manche Informationen gegeben hatte. Tso hörte aufmerksam zu.

«Es wird kinderleicht und todsicher sein,» schloß de Voiza. «Wir wollen die Ware direkt nach Macao bringen — können Sie mit den portugiesischen Zollbehörden einig werden?»

Tso nickte.

«Von dort aus können wir es in kleine Boote weiter verfrachten, die niemand durchsuchen wird. Wann brauchen Sie es?»

«Wieviel haben Sie?»

De Voiza überlegte. «Ungefähr zweitausend Gewehre und ein Dutzend Maschinengewehre — gut und wirklich billig.»

«Aber die Leute wissen mit den Maschinengewehren nicht umzugehen,» wandte Tso ein.

De Voiza legte dem Chinesen eine Hand auf die Schulter und sah ihm ins Gesicht. «Wann soll es losgehen?»

Tso begann an seinen Fingern zu zählen.

«Well,» unterbrach de Voiza die Berechnung, «wenn es losgehen soll, können Sie es mir sagen. Vielleicht finde ich jemand, der Ihnen Leuten zeigt, wie man die Maschinengewehre bedient. Was ist mit dem Geld?»

Tso nahm ein Paket Banknoten aus seiner Tasche und reichte es dem Engländer.

«Das ist die Hälfte, die andere wird gezahlt, wie es vereinbart ist.»

De Voiza steckte die Banknoten ein, ohne sie zu zählen. Was auch immer der «Gelbe Drache», wie er in Kanton genannt wurde, plante, in Geldsachen war er unbedingt zuverlässig.

Nun verließ de Voiza Tsos Haus, aber er ging nicht in den britischen Klub zurück. Statt dessen bestieg er ein Boot, das mitten im Strom des Shameen Bund wartete, und warf im Vorbeifahren einen letzten Blick auf das Toplicht eines englischen Zerstörers, auf dem der Kommandant friedlich unter seinem Moskitonetz schlief.

## Kapitel 3.

An demselben Tage, an dem Voiza nach Kanton fuhr, standen zwei junge Offiziere an der Kowloon-Werft und warteten auf das Fährboot, um auf die Insel zurückzufahren. Einer war von breiter, untersetzter Gestalt, der andere schmal und schlank. Sie schienen zu warten und vertrieben sich die Zeit, indem sie die chinesischen Insassen eines Bootes beobachteten, das in der Werft verankert lag. Die Besatzung des Bootes, bestehend aus zwei Weibern, einem Mann und einem Kind, hockte um einen kleinen, mißgestalteten hölzernen Fetisch, hielt Räucherkerzen in den Händen und leierte ein Gebet in hohen nasalen Tönen ab.

«Ich möchte bloß wissen, was diese Chinesen andauernd treiben,» sagte Billy Fraser, der kleinere der beiden Offiziere.

«Ach, die feiern eine Hochzeit oder ein Begräbnis oder irgend etwas,» erwiderte Eustace Appleton. «Man sollte nicht glauben, daß das die älteste Kultur in der Welt ist; nun sich dir das an.»

Die chinesische Familie beachtete die neugierigen Blicke der englischen Offiziere gar nicht und verdoppelte die Inbrunst ihrer Gebete. Sie wiegten sich hin und her, bis ihre Stirn den Bo-

(Fortsetzung Seite 10.)



Hundstagehitze

Phot. Keystone View

De Voiza kannte das Gehirn des Orientalen zu gut, um dagegen zu sprechen. Tso würde über die Angelegenheit, um die er gekommen war, sprechen, wann es ihm gut erschien, aber nicht einen Augenblick früher. So trank er den Whisky, aß kleine Würfel von geröstetem Schweinefleisch, die Tso ihm mit seinen eigenen Elbstäbchen zwischen die Lippen schob, und knackte Erdnüsse, während sich das Gespräch in allgemeinen Bahnen weiterbewegte. Diab hatte kräftig getrunken, seine dunkelfarbige Haut hatte in dem heißen Zimmer Schweißglatz und seine Augen waren rot. Sein Benehmen wurde vertraulicher, obgleich er trotz seiner halben Trunkenheit sich sorgfältig zusammennahm, wenn er mit dem Engländer sprach. Diab goß sich selbst ein frisches Glas ein und stieß Tso in die Seite.

«Wo ist denn das Singmädchen?»

Tso rückte mit Würde aus dem Bereich von Diab's Armen und klatschte in die Hände. Das uralte, unverletzliche Gesetz chinesischer Gastfreundschaft ließ ihn den Wunsch seines betrunkenen Gastes sofort erfüllen.

Ein Diener kam laufend herein und erhielt von Tso einen Befehl. De Voiza, der an den nasalen Singsang der bei einem chinesischen Fest unvermeidlichen Singmädchen gewöhnt war, setzte sich bequem zurück und wartete. Einige Minuten später kam der Diener zurück, seine Fäuste fest um das Handgelenk von Ming Cha geklammert. Sie warf einen schnellen, bitenden

sehr liebt. Um ihren Nacken hing eine Kette aus grünen Jadeperlen.

«Sing' das Kirschbaumlied,» verlangte Diab.

Ming Cha gehorchte. Sie hatte eine kleine süße Stimme und sang das schöne alte Lied vom Kirschblütenbaum mit unendlicher Anmut und Zartheit. Zum Schluß klatschte Diab geräuschvoll in die Hände und rief das Mädchen an seine Seite. Er nahm ein Stück Ingwer zwischen den Fingern und Daumen und versuchte, es ihr in den Mund zu stecken. Gleichzeitig kniff er sie in die Wangen. De Voiza sah, daß Ming Cha zitterte und mit geballten Fäusten dastand. Augenscheinlich fürchtete sie sich vor Diab, und obgleich er an Zusammensein mit Menschen aller Arten und Rassen gewöhnt war, stieg in ihm ein Ekelgefühl gegen den Portugiesen auf. Es schien unerhört, daß sein schmutziger Handel ungestört blühen sollte.

«Nettes Mädchen — die nehme ich mir,» sagte Diab und griff nochmals mit derben Fingern in ihr Gesicht, so daß rote Flecke blieben, wo seine Hand gewesen war.

«Lassen Sie das Mädchen in Ruh,» sagte de Voiza mürrisch und spürte, wie er sich selbst die Nägel in die Handflächen preßte. Aber Diab hatte fast eine Flasche Whisky allein getrunken, der Alkohol hatte seine Begier angefeuert und seine Ueberlegung umnebelt. So verfaß er, daß ein weißer Mann mit ihm sprach. Und wieder streckte er Zeigefinger und Daumen aus, um die

Fortsetzung von Seite 7.

den berührte, und sangen lauter. Billy nahm aus einem kleinen Lederbeutel aus seinem Gürtel eine Handvoll Tabak und rollte eine Zigarette.

«Was für Zeug rauchst du denn da?» fragte der andere mißtrauisch.

«Bull-Durham; das Beste, was ich kriegen konnte.»

«Aber das rauchen doch die Kulis.»

«Das Beste, was ich für mein Geld kriegen konnte», wiederholte Billy. «Die Bank ist noch nicht sehr nett zu uns, die muß uns erst besser kennen lernen.»

Eustace sah gedankenvoll über den Hafen, wo der Hongkongberg blaugrün über Viktoria anstieg. «Die Garnison hier scheint gar nicht schlecht zu sein — gutes Klima, netter Klub, nicht zuviel Arbeit, Sport und Tanz. Ich finde, Billy, es ist bisher unsere beste Stelle.»

Die beiden Leutnants sprachen wie algeliebte Soldaten, denn sie hatten schon vier Jahre hinter sich; zuerst waren sie in Malta gewesen, dann drei Jahre in Colombo. Also waren sie mindestens in der Lage, den Wert überseeischer Garnisonen zu beurteilen.

«Wenn der alte Rasper bloß auf Urlaub gehen wollte», sagte Fraser, «dann wäre das eben ein süßer Traum. Ich glaube, der liegt die ganze Nacht wach und denkt nach, wie er uns schinden kann. Wieso schickt er zwei erfahrene Offiziere, wie uns beide, zum Maschinengewehrkursus? Er ist ein Leuteschinder, und das sage ich ihm nächstens mal auch.»

«Psst!» Billy griff den Arm des Kameraden und zeigte mit einem Kopfnicken in die Richtung der Straße. Dort kam ein kleiner Mann in Uniform mit kurzen steifen Schritten, das Stöcklein des englischen Offiziers in der Hand. Sein Gesicht war tief gebräunt, der Schnurrbart kurz geschnitten, und der bunte Streifen an seiner Brust zeigte Medaillen aus dem Weltkrieg und den Feldzügen in Südafrika. Er war das Bild eines Ueberseesoldaten, wie sie England groß gemacht haben, doch die beiden jungen Leutnants, die vom Kriegsfeuer nur leicht angesengt waren, sahen in dem Kapitän und Adjutanten Tolly Rasper eine unangenehme Wespe, die sie dauernd stach. Aber als der Vorgesetzte sich näherte, nahmen sie Haltung an und sagten einstimmig und höflich:

«Guten Morgen, Herr Kapitän!»

«Morgen!»

Der Adjutant ließ seinen Blick forschend über die beiden laufen. Billy trug ein paar Hosen, die nicht ganz bis zum Knie reichten, so daß ein paar Finger breit sonnenverbrannte Haut zum Vorschein kam. Er bewegte sich unbehaglich, als der Blick des Adjutanten an seinen Beinen hängen blieb.

«Beschaffen Sie sich längere Hosen, Fraser», sagte der Kapitän, «es ist Vorschrift, daß sie bis zum Knie reichen. Diese sind geradezu unanständig. Appleton, ich möchte Sie einen Augenblick sprechen.»

Kapitän Rasper trat zur Seite, Eustace folgte ihm und überlegte, was er wohl verbrochen haben könnte. Billy beobachtete die Unterhaltung aus der Entfernung, der Adjutant sprach, und Eustace nickte von Zeit zu Zeit. Dann kam er zurück, während der Kapitän davon ging. Eustace

hatte einen Ausdruck von Befriedigung im Gesicht, der Billy sofort mißfiel.

«Nun?» fragte er, «was hatte er wieder zu meckern?»

«Ich soll etwas tun», erwiderte Eustace ausweichend. «Etwas zugunsten des Regiments.»

«Dich ersaufen, vermute ich!»

«Ein junger Offizier kommt heute an», sagte Eustace, «und Tolly meinte, daß ich ihm ein bißchen zur Hand gehen soll. Er ist mit der «Lucknow» angekommen, und ich will an Bord gehen und ihn aufsuchen.»

«Ich komme mit», sagte Billy schnell, denn er liebte es, ankommende Schiffe zu besuchen, da er aus Erfahrung wußte, daß die Passagiere gern solche Besucher einladen.



Chinesische Säfte

Phot. Wipso

«Der Kapitän hat von dir nichts gesagt», widersprach Eustace, «außerdem kannst du mit diesen Hosen nicht auf ein elegantes Schiff, wo Damen und Kinder sind.»

«Vielleicht hast du recht. Da kommt die Fähre, ich ziehe mich schnell um und bin gleich wieder zurück.»

«Na, meinestwegen, aber beeile dich, wenn der neue Kamerad selbst an Land kommt und verloren geht, bin ich verantwortlich.»

Eine halbe Stunde später erschien Billy ordentlich in Tunika und Diensthosen wieder und stieg zu Eustace, der schon ungeduldig wartend in einem Sampan an der Landungsstreppe des Klubs saß. Auf der Klubveranda saß Tolly Rasper mit einem grauhaarigen Offizier in Oberstuniform.

«Wo gehen die Taugenichtse hin?» fragte der Oberst seinen Adjutanten.

«Ich habe Appleton gesagt, er soll den neuen Leutnant von der «Lucknow» abholen und sich um ihn kümmern, Herr Oberst.»

Der Oberst lachte.

«Das scheinen mir gerade nicht die rechten Führer für einen frischen Leutnant.»

«Ich meinte eigentlich nur Appleton, Herr Oberst; ich weiß gar nicht, warum Fraser dabei mitläuft.»

«Wo der eine hingehet, geht auch der andere hin, schon aus Angst, daß er etwas versäumt. Man kann gar nicht genug Arbeit für sie finden, um sie von Unfug abzuhalten.»

«Jawohl, Herr Oberst», sagte der Adjutant, der Müßiggang in einer Ueberseegarnison haßte, «zu welcher Kompagnie soll der Neue kommen?»

«Ich denke zur ersten. Pend kann einen Leutnant brauchen.»

«Jawohl, Herr Oberst, ich wollte eigentlich Appleton zur ersten schicken. Er sollte ein biß-

chen scharf rangenommen werden, und Pend wäre dafür gerade der Richtige.»

«Das kann der Neue auch brauchen, wie heißt er doch — richtig, Drew. Ich bekam gerade heute früh einen Brief. Sie konnten ihn zu Hause nicht zurecht biegen, deswegen schicken sie ihn uns. Pend ist der richtige Vorgesetzte für ihn, wenn der ihm nicht in drei Monaten Disziplin beibringt, kann es keiner. Da kommt ja Pend.» Der Oberst sah über die Schulter durch die offene Tür in die Bar.

Von dort klang eine Stimme: «Du verdammter Idiot, warum gibst du mir italienischen Wermuth, wenn ich französischen verlange!»

Der Chinesenboy nahm schleunigst das Getränk zurück.

«Mach fix, du mißgestalteter Affensohn», fuhr dieselbe Stimme fort.

Der Sprecher war ein großer, kräftig gebauter Mann von vielleicht fünfundsiebzig Jahren. Das an den Schläfen graue Haar wurde schon dünn, und sein scharf geschnittenes Gesicht zeigte

Kraft und Energie. Hätte Sekondeleutnant James Drew seinen künftigen Kompagnieführer jetzt sehen können, wie er mit zugekniffenen Augen auf den chinesischen Kellner starrte, so wäre er wohl sehr nachdenklich geworden. Wie Tolly Rasper, war Pend ein Offizier, der in Kriegszeit, wie selbstverständlich, in der ersten Reihe stand, in Friedenszeiten aber unter dem untätigen Leben litt. Die größte Zeit seines Lebens hatte er an der westafrikanischen Küste verbracht, wo die schwarzen Truppen, die er kommandierte, von tiefer Angst erfüllt waren. Die Geschichten von seinen Taten waren bis zu seinem Heimatregiment gedrungen.

Einmal hatte ein Stamm zwei weiße Händler gefangen, sie an Händen und Füßen an einen Pfahl aufgehängt und so von Dorf zu Dorf geschleppt, bis sie gestorben waren. Pend wurde auf eine Strafexpedition gegen diesen Stamm geschickt; es wurde nie öffentlich bekannt, was für Maßnahmen er dort getroffen hatte, aber sofort nach der Rückkehr von diesem Strafzug wurde er nach England geschickt und durfte nie mehr an die afrikanische Westküste zurückkommen.

«Wer ist denn bei ihm?» fragte der Oberst und sah Pends Gefährten an.

«Ein Kaufmann, den sie hier 'Tiny Bluett' nennen», antwortete der Adjutant. «Er ist der Taipan, also Geschäftsinhaber von Bluett & Gregson. Er hat eben erst in England geheiratet und seine Frau hierher gebracht. Er ist siebenundvierzig Jahre, sie soll erst zweiundzwanzig und sehr hübsch sein.»

«Sicher hübscher als ihr Gatte», sagte der Oberst und betrachtete den Taipan von Bluett & Gregson.

Tiny Bluett war kurz gebaut und außerordentlich dick. Sein Nacken wölbte sich in einer wurstartigen Falte nach außen, und die farblosen Augen blinzelten nur mühsam über die rotfliegigen, dicken Wangen. Die Hosen waren kegelförmig geschnitten, und sein Rock schloß mit einem einzigen Knopf über dem weitausladenden Leib. Er war seit fünfundsiebzig Jahren in China und Chef der wichtigsten Importfirma in Hongkong. Täglich um zwölf und um sechs konnte man ihn in der Bar im Hongkong-Klub sehen. Sein Wohnhaus stand am Berg und war das schönste Gebäude auf der Insel mit Ausnahme des Regimentspalastes. Es war eigentlich unter seiner Würde, intime Freundschaft mit den jungen Offizieren aus dem Westshire-Regiment zu halten, aber er und Pend waren gute Freunde. Für Pend war der Hauptgrund, daß ein Mann in Tiny Bluetts gesellschaftlicher Lage viel Zerstreuungen bieten konnte, um die Eintönigkeit des Garnisonlebens zu unterbrechen. Er haite eine Jagd und konnte seine Freunde auf seine Privatjacht einladen. Seine Diners waren ebenfalls willkommen in der Einöde des Kasinolebens. Und wenn Pend nach Japan fahren wollte, so bekam er freie Fahrt auf einem der Bluett- und Gregson-Schiffe. Also lohnte es sich schon, mit dem reichsten Taipan des Ortes gut zu stehen. Pend hatte zu lange zwischen Schwarzen gelebt, um wegen mangelnder Qualitäten bei weißen Leuten empfindlich zu sein, und spürte unerfreuliche Züge in Tynys Charakterbild kaum, die andere abgestoßen hätten.

(Fortsetzung folgt.)

## Kataloge

in Tiefdruck

liefern in sorgfältiger Ausführung

Graphische Etablissements

Conzett & Cie. / Zürich

\*

Annoncen-Regie  
RUDOLF  
MOSSE  
ZÜRICH  
und  
BASEL

sowie sämtliche  
Filialen

\*

OLYMPIA



DER SCHWEIZER  
STUMPFEN

Cigarrenfabriken  
Eichenberger & Brismann  
BEINWIL a/SEE

## Kleidet Euch zweckmässig, Kameraden!

Vergesst nicht, dass die Strapazen des Dienstes vor allem eine gute Unterkleidung verlangen, die temperaturlausgleichend und schweissausend wirkt, nirgends spannt oder drückt, vor allem nicht klebt und auch vor dem Wundwerden schützt. Wählt deshalb

# COSY

dann seid ihr gut ausgerüstet. Das ist der gute Rat des Cosymannes an die einrückenden Rekruten!

Verlangen Sie Prospekt von den Alleinfabrikanten A.-G. vorm. MEYER-WAESPI & CO., Triestwarenfabrik, Altstetten-Zürich 9